

Der Frühling kommt.

Heute morgen hörte ich die Amsel zum ersten Male wieder ihr ganzes melodisches Lied singen. Die tiefen, schüchternen Töne wechselten ab mit dem hellen Jubel, den sie von einem benachbarten Giebel in die dünne, lichtblaue Luft hinausschmettert.

Schon gestern sah ich im Walde ihr Liebesspiel: Frau Amsel in ihrem graubraunen, einfachen Kleid huschte unter den Buchen hin und über den Weg und auf ein paar Schneeflecken herum, die noch beinahe ganz weiss zwischen den Büschen und Bäumen lagen. Ihr schmales Schwänzlein hatte sie ausgebreitet, so gut es ging. Und hinter ihr drein: Herr Amselhahn. Im glänzend schwarzen Gehrock. Golden das Schnäblein. Blitzend die kleinen, schwarzen Knopfaugen und den Fächerstoss seines breiten Schwanzes bald aufrichtend, bald zur Erde beugend — so fuhr er nickend und sich verbeugend hinter seiner Dame drein. Der Frühling kommt.

Selbst die Spatzen haben etwas gelernt vom Frühling. Singen kann man's gerade nicht nennen; aber der schlichte Spatzenruf hat einen merkwürdigen Klang von Innigkeit bekommen. Aus dem gellenden „Piep“ ist ein schmelzendes „Piuup“ geworden. Und wie Herr Spatz — der schmutzige Gassenjunge — aussieht! A la bonne heure! Wie ein Kavalier! Wenn auch ein Kavalier der Wasserstiefler. Graue Weste, wie von Maulwurfspepel, schwarze grosse Krawatte, schwarzes Käpsel, einen leuchtend braunen Frack, beinahe so farbig wie die Mütze der Vitzthumschen Gymnasiasten, und rechts und links eine weisse Armbinde — wie ein kleiner Zugordner bei einer Strassendemonstration.

Vor mein Fenster, wo draussen auf dem Steinbord alltäglich im Winter die Frühstücksbrösel liegen, kommt kein einziger mehr — höchstens einmal eine armselige Spätzin. — Und stürmt einmal mit jubelndem Geschrei Junker Spatz heran in seinem schwarz-braun-weissen Kavaliersstaat, dann flüchtet Frau Spätzin schleunigst hinauf in die Gegend der Dachrinne. Ein Winkel zwischen den Verkröpfungen des Simses — gottlob haben die Architekten da oben recht viel dummes und unpraktisches Zeug gemacht — eine Hohlung zwischen Dachausladung und Rinnenabfallrohr — ei das gibt ja so hübsche Plätzchen zu traurem Liebesgeplauder und fröhlichem Nestbau.

Vor ein paar Tagen — hu, es war noch eisekalt — da traf ich schon draussen im Grossen Garten einen Ficken, glänzend rosa war schon sein rundes Brustel, in tiefem Moosgrün glänzte schon sein Frack — — ich weiss, heute sitzt er im wärmenden Sonnenschein mitten auf irgend einem Wegpfad, oder auf einem Pfosten, plustert sich prächtig auf und schmettert in Wonne sein: pitt, pitt, pitt, pütt, pütt, pütt, putt, pott, putt, tütuu, rallalaa.

Oben in den Bäumen gurrts eine Ringeltaube, aus höchster Höhe trommelt das Hämmern des Spechts — —

Der Frühling kommt, der Frühling kommt!

*

Wir haben ihn heiss ersehnt heuer. Denn ein Winter von ungewöhnlich langer Dauer liegt hinter uns, ein Winter mit Schnee, Schnee, Schnee, ein Winter mit Kälte, Arbeitslosigkeit und ständiger Kriegsgefahr im Osten. So ein richtiger Winter, um den Pessimismus zu kriegen. Aber der Frühling kommt doch!

Was man kräftig hofft, das geschieht.

Und der Frühling kommt mit einer Fülle von Sonnenschein, mit milder, klarer Luft — da weichen die hun-

dert Gebrechen und Krankheiten, da weicht manche üble Laune, manche Trübung kräftig-frohen Vertrauens. Die Kriegsgefahr im ewig unruhigen Balkan ist verschwunden und hat wohl für den ganzen Erdteil die Hoffnung neuen Friedens auf lange Zeit erstehen lassen, gewissermassen als eine Segnung, die aus der Gefahr selbst heraus gewachsen ist. Der Frieden für die Welt, den Europa so lange bangend erstrebt, scheint daraus endlich neu geboren.

Ein kühnes, stolzes Wort voll unbescheidenen Wagens und Wettens. Aber ein tröstliches Wort.

Nun — auf den Frühling zu hoffen, das ist kein so gewaltiges Kunststück. Der muss kommen! Eines Tages doch! — Wenn die Mitte des März überschritten ist und die Tage länger werden, die Sonne höher steigt, dann muss es wärmer werden, dann muss Schnee und Eis schwinden, dann müssen die Knospen schwellen und quellen, dann muss weiche, warme Luft im Wiesengras die Blumen wecken und in den Baumwipfeln den jubelnden Vogellaut.

*

Aber auch sonst gilt: was man kräftig hofft, das geschieht.

Das klingt fast, als sollte ein Wunder möglich sein. Etwas Uebernatürliches durch die Gewalt der Hoffnung.

Doch es gibt nichts Unnatürliches dabei. Selbstverständlich: auf das grosse Los hoffen, das hilft nichts, da kannst Du noch so kräftig und stark all Dein Wünschen und Erwarten darauf richten. Das grosse Los gewinnen, durch ein bisschen Hoffnung, das wäre eben etwas Uebernatürliches. Und es gibt keine Magie, kein Wunder.

Aber gewinnen, was man erstreben kann, das ist kein Wunder. Da geht alles mit natürlichen Dingen zu. Wenn man nicht von der Hoffnung lässt, wird man auch nicht vom Bemühen lassen. Wer kräftig hofft, der lässt keinen Augenblick das Ziel ausser Augen, der lässt keine Gelegenheit vorbei, zu tun, was nötig ist. Der Hoffnungsarme verpasst Gelegenheiten, verliert den Mut, schwankt, zweifelt, tut, was er nicht tun sollte, und geht vielleicht achtlos am Ziel vorbei, an das ihn das Schicksal nahe genug heranzuführte.

„Hoffen und Harren macht manchen zum Narren“, sagt aber das Sprichwort. Freilich, es hat recht, denn wer da hofft und harret, es möge von selber kommen, die Hände in den Schoss legt, der kann hoffen und harren bis an den jüngsten Tag, und er ist ein Narr, bevor noch das Schicksal angefangen hat, ihn dazu zu machen.

Denn es heisst: „Hoffnung lässt nicht zuschanden werden“. Freilich, Hoffnung, die beim Werke ist. Die neben der Arbeit, neben dem Ringen und Mühen festen Strebens hergeht. Und wer die Hoffnung hat, der kann in der Tat nicht zuschanden werden. Sein Vertrauen auf die Güte seines Werkes spielt ihm alles in die Hand, was er braucht.

Wie mancher Forscher hoffte zu finden — langes Warten — langes Suchen — vergebens — aber noch immer hat der Zufall — wenn es einen gibt — noch immer hat die Beschäftigung mit dem Gegenstand zum Ziele geführt. Wie hat Goethe, wie hat das ganze Ende des 18. Jahrhunderts gerungen mit dem Entwicklungsgedanken und wie gehofft, und siehe, eines Tages fand doch der Forscher den Zwischenkieferknochen beim Menschen — auf dessen Fehlen die Gegner einer Ver-